Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 590. **Mittwoch** den 4. December 1895. **89. Jahrgang.**

Der Fall Köller.

N. Thronreden pflegen im Reiche und in Preußen die Gemüther nicht zu erregen, man hat in der Regel vorher gewußt, was sie besagen. Der gestern zur Eröffnung des Reichstags verlesenen ist aber auch das geringe herkömmliche Interesse der politischen Kreise verkümmert worden — durch den Urlaub des Herrn von Köller, der fast das ausschließliche Tagesgespräch bildet und deshalb auch die Frage der Präsidentenwahl nicht zu ihrem Rechte kommen ließ. Der Urlaub ist halbamtlich bestätigte Thatsache, über seine Natur herrscht die Meinung vor, daß er ein solcher sei, von dem es keine Wiederkehr giebt. Er ist unter solchen Umständen ertheilt worden, gegen welche die Thatsache, daß Herr v. Köller gestern noch der Eröffnung des Reichstags im Weißen Saale beigewohnt, nicht ins Gewicht fällt. Der Minister ist einerseits nicht unpäßlich und hat keine sonstigen privaten Abhaltungen; andererseits ist seine Politik in der jüngsten Vergangenheit wieder Gegenstand einer — sehr zurückhaltenden Schätzung gewesen und die Abgabe der Geschäfte einen Tag vor Beginn der hochpolitischen Saison erfolgt. Die Annahme, daß ein unter solchen Umständen angetretener Urlaub etwas Anderes zur Folge haben könne, als den definitiven Rücktritt, kann sich einzig und allein auf die Ansicht stützen, daß im Reiche nachgerade Alles möglich geworden sei. Man wird aber diesmal kaum eine Rechtfertigung dieser Art, das Zukünftige zu beurtheilen, erleben. Unseres Erachtens kann Herr v. Köller nicht mehr mit jenem Minimum von Erfolg, das seiner Fähigkeit überhaupt erreichbar war, in seinem Amte wirken, nachdem die Meldung von seiner Beurlaubung halbamtlich bestätigt worden ist, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wurde, dem Ereigniß den politischen Charakter abzusprechen. Welches Maß von Autorität würde dem obersten Chef der Polizei in Preußen noch beiwohnen, wenn er, der inmitten einer „Action" ohne äußeren Anlaß aus seiner Thätigkeit herausgerissen worden ist, wiederkehren und, sei es mit dem Angefangenen fortfahren, sei es von Neuem anfangen wollte? Aus diesem Gedankengang heraus und ohne uns besonderer Information rühmen zu können, halten wir uns für berechtigt, den definitiven Rücktritt als eine vollendete Thatsache zu betrachten.

Man wird bei der Beurtheilung dieser Thatsache nicht umhin können, den Mangel an Einheitlichkeit und Zielbewußtsein in der preußischen Regierung zu beklagen, da er auch hier wieder festgestellt werden muß, mag die Meldung des „Hamb. Corr.", daß Herr v. Köller die Schließung der socialdemokratischen Vereine ohne vorherige Rücksprache mit den preußischen Ministern und besonders mit dem Ministerpräsidenten verfügt habe, auf Wahrheit beruhen oder nicht. Unter normalen Verhältnissen, d. h., wenn die Beziehungen der Minister unter sich und zu der Krone auf eine dem Geiste der Verfassung entsprechende Weise geregelt sind, wäre eine politische Eigenmächtigkeit und Unbesonnenheit, wie sie Herrn von Köller von dem Hamburger Blatte nachgesagt wird, gar nicht denkbar. Unter allgemeinen Gesichtspuncten betrachtet, ist also auch der Rücktritt, oder sagen wir der Vorsicht halber der Fall Köller ein bedauerliches Symptom. An sich aber wüßten wir außer dem socialdemokratischen und etwa noch einem gedankenlos-junkerlichen keinen Standpunct zu entdecken, von dem aus ein Wechsel im preußischen Ministerium des Innern nicht mit Genugthuung zu begrüßen wäre.

Herr v. Köller, persönlich eine höchst achtenswerthe Erscheinung, hat sich, obgleich die „Voss. Ztg." ihm im Gegensatz zu seinem Collegen an der Spitze des Justizministeriums das Prädicat eines „Staatsmannes" beilegt, der Aufgabe eines höheren politischen Amtes niemals gewachsen gezeigt. Mit dem Verlassen seines Postens als Polizeipräsident von Frankfurt a. M., wo er sich großer und verdienter Beliebtheit erfreute, hat der früher als gut gelaunter Parlamentarier viel und freundlich genannte Mann die Grenze überschritten, die von seiner Begabung gezogen war. In Elsaß-Lothringen, wo er vier Jahre als Unterstaatssecretair fungirte, sind die Ansichten über seine Wirksamkeit getheilt gewesen; nachdem er Minister geworden war, konnte eine solche Zwiespältigkeit der Meinungen sich nicht lange mehr aufrecht erhalten. Keine einzige der bei der Vertretung der Umsturzvorlage betheiligten Personen hatte Reichstag und Publicum durch sonderliche Energie oder Geschicklichkeit verwöhnt, die Vertheidigung des Entwurfes durch Herrn v. Köller mußte aber geradezu zweckwidrig genannt werden. Nicht leicht etwas Anderes hat das Zurückgreifen auf den Plan einer Bekämpfung der revolutionären Agitation dermaßen erschwert, als die Rede, die der preußische Polizeiminister in den letzten Tagen der Umsturzvorlage für dieselbe gehalten hat. Leider hat dieser Mißerfolg nicht den Entschluß herbeigeführt, die Bekämpfung der Socialdemokratie auf dem Boden der bestehenden Gesetze einer anderen Kraft zu überlassen. Herr v. Köller war auch hierin nicht glücklich. Man hat ihm wegen der Schließung der socialistischen Berliner Vereine zu Gute gerechnet, daß er lediglich das Gesetz zur Anwendung gebracht. Angenommen, daß die richterliche Entscheidung diese Auffassung rechtfertigt, so bleibt noch die Frage der Zweckmäßigkeit einer Maßregel, die, wie eine vieljährige Praxis zeigt, nicht ergriffen werden mußte, zu beantworten. Die Erfahrung aller in Betracht kommenden psychologischen Momente drängen zur Verneinung der Frage. Nur ein einziger Grund könnte die Schließung der Vereine rechtfertigen derjenige, der auch am lautesten für die gesetzliche Bekämpfung der socialdemokratischen Agitation spricht: das Volk wird irregeführt, wenn sich diese gegen Staat und Gesellschaft gerichtete Verhetzung ungestört breit machen darf. Wenn, so könnte man sagen, unter den Augen der Polizei Vereine thätig sind, welche die grundstürzende Agitation zu ihrer einzigen Aufgabe machen, so muß diese Agitation ihren verabscheuenswerthen Charakter verlieren. Das ist gut und schön, aber socialdemokratische Vereine sind gemäß dem preußischen Vereinsgesetze erlaubt. Man kann sie nur treffen, wenn sie Frauen und Minderjährige zur Mitgliedschaft zulassen oder in Verbindung zu einander treten. Sind diese Gesetzesübertretungen verübt worden, dann kann der Richter allerdings die Vereine schließen. Aber die Existenz solcher Vereine kann auf die Dauer nicht hintertrieben werden, wenn sie sich an das Gesetz halten. Und an das Gesetz halten können sie sich, ohne von ihrer Gemeingefährlichkeit — denn die Agitation geht von den einzelnen Vereinen aus — einzubüßen. Die Organisation über größere Bezirke und das ganze Land, die das Gesetz verbietet, kann sich die Socialdemokratie leichter als jede andere Partei ohne eine gesetzlich faßbare Verbindung der Einzelorganisationen schaffen. Wenn wir nun auch diese Maßregel des Herrn v. Keller für nicht zweckentsprechend erachten, wollen wir damit nicht gesagt haben, daß sie die Ursache seines — „Urlaubes" bilde.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. December.

Aus einer dem Reichstage zugegangenen Denkschrift ist die zu ernsten Betrachtungen herausfordernde Thatsache hervorzuheben, daß die **Schuld des deutschen Reiches** die zweite Milliarde überschritten hat. Diese 2000 Millionen Mark Schulden sind in kaum 20 Jahren aufgehäuft worden, denn infolge der französischen Kriegsentschädigung stand das Reich noch im Jahre 1876 ziemlich schuldenfrei da. Es ist, wie die „M. N. N." mit Recht betonen, ein seltziger Trost, daß unser alter Erbfeind Frankreich noch viel mehr Schulden hat als wir und gleichfalls auf dem Wege der Anleihen ungenirt weiter geht. Die französische Staatsschuld beträgt etwa 28 Milliarden Mark, wobei aber, wenn man vergleichen will, zu berücksichtigen ist, daß neben der deutschen Reichsschuld die deutschen Einzelstaaten 9 bis 10 Milliarden Mark Schulden haben. Wenn indeß Preußen daran mit etwa 6, Bayern mit ca. 1½ Milliarden betheiligt sind, so haben sie dagegen in Eisenbahnen, Domänen ꝛc. einen fast gleichwerthigen Activbesitz, so daß von einer wirklichen Verschuldung bei Preußen, Bayern ꝛc. keine Rede sein kann. Anders beim deutschen Reiche. Es hat in dem Reichskriegsschatz von 120 Mill., den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen und dem Reichsinvalidenfonds Activposten, die nur einen kleinen Theil der Reichsschulden decken. Deswegen muß immer von Neuem betont werden, daß wir so im Schuldenmachen nicht weiter wirthschaften können und daß die Nothwendigkeit, auch für die Tilgung der Reichsschulden etwas zu thun, sich immer gebieterischer aufdrängt. England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche früher an riesigen Staatsschulden mit Frankreich wetteiferten, haben seit einer Reihe von Jahren enorme Summen zurückbezahlt und somit ihr Vermögen erheblich verbessert. Und wir wollen doch schließlich auch nicht immer weiter leichtsinnig auf Kosten unserer Enkel leben. Das glauben wir wenigstens von der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Wähler annehmen zu dürfen. Die Mehrheit des jetzigen Reichstages freilich gefällt sich darin, die Finanzlage des Reiches im rosigsten Lichte zu betrachten und die Nothwendigkeit einer Erhöhung unserer Reichseinnahmen rundweg abzuleugnen. Daß sie sich damit an ihren Kindern und Enkeln versündigen, die am Ende zu wer weiß was für Mitteln greifen müssen, um nicht nur die Bedürfnisse des Reichs zu befriedigen, sondern auch die Zinsen der noch mehr angeschwollenen Reichsschuld aufzubringen und diese selbst allmählich zu verringern: daran scheinen diese Finanzgrößen nicht zu denken. Um so mehr werden bei den nächsten Reichstagswahlen die Wähler daran denken müssen.

Da die Frage, vor welchem Gerichtshofe Hauptmann Lothaire sich wegen der ungesetzlichen **Hinrichtung Stokes's** zu verantworten haben wird, sich zu einem völkerrechtlichen Problem auszubilden scheint, ist es von Interesse, auf die Verhandlung der belgischen Deputirtenkammer in einer ihrer letzten Sitzungen zurückzukommen. Der Abgeordnete Lorand führte interpellirend aus: Die Forderung des Congostaates, Lothaire vor einem belgischen Kriegsgericht abzuurtheilen, ist juristisch unmöglich und politisch für Belgien gefahrvoll. Hat ein Belgier im Auslande ein Verbrechen begangen, so kann er in Belgien auf Antrag des betreffenden Staates nur dann belangt werden, wenn er Belgien betritt und ein nach belgischen Gesetzen strafbares Vergehen sich hat zu Schulden kommen lassen. Lothaire befindet sich am Congo und untersteht nur congostaatlicher Justiz. Daß Lothaire als congostaatlicher Beamter ein unregelmäßiges Urtheil vollstreckt hat, ist nach belgischen Gesetzen nicht strafbar; eine Urtheilssprechung in Belgien, wo die Zeugen fehlen, ist unmöglich. Würden wir uns mit diesem Processe befassen, so würden wir für Alles verantwortlich sein, was die belgischen Officiere am Congo thuen. Es ist unrecht, daß diese Officiere nach dem Congo gehen dürfen, ohne aus der belgischen Armee auszutreten. Die einzige Lösung ist die Rechtsprechung am Congo selbst. England fordert mit Recht einen Richterspruch und es „ist eins der großen Verbrechen der congostaatlichen Politik, zum ersten Male Wolken zwischen Belgien und England angesammelt zu haben." Ministerpräsident de Burlet erwiderte darauf: Belgien hat nur eine Personalunion mit dem Congostaate, die congostaatlichen Angelegenheiten geben es nichts an. Juristisch ist Lorand im Rechte. Der Congostaat hat der belgischen Regierung mitgetheilt, daß der belgische Capitain Lothaire am 15. Januar 1895 den englischen Händler Stokes in Lindi ohne regelmäßiges Urtheil hat hinrichten lassen, was unter das Auslieferungsgesetz fällt. Die congostaatliche Mittheilung mußte geprüft werden; aber es ist ihr keine Folge zu leisten, da das Strafgesetz die gerichtliche Verfolgung des am Congo befindlichen Lothaire nicht zuläßt. Erst wenn Lothaire nach Belgien zurückgekehrt ist, kann die belgische Regierung prüfen, ob derselbe vor ein belgisches Kriegsgericht zu verweisen ist. Die Sache Stokes-Lothaire, die diplomatischen Unterhandlungen Englands mit dem Congostaate und die englischen Reclamationen gehen Belgien gar nichts an. Zwischen Belgien und England giebt es keine Wolke. Belgien hat sich erst im Jahre 1900 zu entscheiden, ob es den Congostaat übernehmen will. Bis dahin ist der Congostaat unabhängig, bleibt aber an Belgien für die ihm vorgeschossenen 30 Millionen Francs verpfändet.

Zu den gestern erwähnten Zeichen liberalerer Neigungen des jungen russischen Kaisers muß auch die Ernennung Goremykins zum Leiter des Ministeriums des Innern gerechnet werden. Dieselbe war insofern ein glücklicher Griff, als damit andere Candidaten von national-fanatischem Gepräge vermieden worden sind. Die bevorstehende Conferenz von Würdenträgern aus den Provinzen hat offenbar gleichfalls einen liberalen Sinn, indem sie die den Bauern-Gemeindeverwaltungen zustehenden Rechte, wie Bauern körperlich zu strafen, durch Erkenntniß der Gemeinde die Beschickung von Gemeindegliedern nach Sibirien, deren die Gemeinde sich entledigen will, zu bewirken, prüfen und beseitigen soll. Unverkennbar ist ferner, daß man jetzt in Finland weit freier athmet, als es seit einer Reihe von Jahren der Fall gewesen ist, und man giebt sich der Hoffnung hin, daß Bestrebungen, die finländischen Gesetze und Rechte zu beschränken, bei dem jungen Kaiser kein Gehör finden werden. Wie man erzählt, hätte Kaiser Alexander auf dem Todtenbette zu seinem Sohne gesagt: Laß Finland in Ruhe! und auch die Kaiserin-Wittwe soll ihren Einfluß zu Gunsten Finlands geltend gemacht haben. Was Wahres daran ist, muß dahingestellt bleiben, Thatsache ist, daß der alte politische Druck, der auf der Bevölkerung lastete, geschwunden ist, was in der Haltung des gegenwärtigen Kaisers Finland gegenüber seinen Grund hat. In gewissen russischen Kreisen war es ja von je her ein Lieblingswunsch, die Gesetze Finlands mit dem übrigen Reich in Uebereinstimmung zu bringen, und nun schwebte die „Codification" mit dem Plan, Reichsgesetze zu schaffen, drohend über Finland. Bei der Verwirklichung dieses Planes würde aber die gesetzgeberische Befugniß des finischen Landtags eine Einschränkung erfahren, und die Befriedigung der Finländer war daher zu begreifen, als der jetzige Kaiser erklärte, daß diese Frage ohne seinen ausdrücklichen Willen nicht wieder aufgenommen werden solle. Noch immer sind die alten Parteikräfte aus der Umgebung Alexander's III. bemüht, den Willen des Zaren in die alten despotisch-kirchlichen Bahnen zu nöthigen, und es gehört schon recht viel Selbstständigkeit dazu, um so altgewohnten Autoritäten sich zu widersetzen, wie sie gegenwärtig thätig sind. Ob Nicolaus II. diese Selbstständigkeit besitzt? Man sagt ihm humane Gesinnungen und den guten Willen, sie zu bethätigen, nach, aber auch Mangel an Willensfestigkeit. Jedenfalls wird man gut thun, aus den gegenwärtigen

---

Feuilleton.

Der Kampf ums Dasein.

30] Roman von A. von Gersdorff.
Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

22.

Es war Mitte September, an einem Spätnachmittage. In dem Gartenzimmer war es schon recht dunkel. Jakoba und Helmuth saßen sich gegenüber am Tische, der nahe zum Fenster gerückt war, und schrieben Beide.

Helmuth, der noch immer ohne Stellung war, schrieb Jakoba's Roman ab, dessen Schluß sie noch unter der Feder hatte. Da er kein Geld verdienen konnte, wollte er wenigstens welches ersparen. So langweilig und trocken solche Abschreibearbeit auch war — er war froh, daß es diese Beschäftigung wenigstens für ihn gab und sie doch nicht ganz überflüssig war.

Seine Gesundheit hatte sich gehoben. Er bewegte sich stundenlang im Freien, um auch in dieser Weise seine erzwungene Muße zu benutzen, neue Kraft zu sammeln.

Es war für ihn doch ein schwerer Schlag gewesen, als Schmidt ihm wirklich gekündigt hatte, wenn auch die Art jener Arbeit ihm eine höchst unsympathische gewesen war.

Nun ging das Suchen und Laufen nach Beschäftigung von Neuem an. Es war furchtbar. Wie viel unnütze Gänge, wie viel ergebnißlose Correspondenz! Immer wieder von Neuem hatte er unermüdlich, rastlos sich angeboten, sich vorgestellt — immer wieder war er zurückgewiesen worden. Bergmann half redlich. Aber eine Stellung schaffen, die Helmuth's Fähigkeiten entsprach — das konnte er auch nicht. Vielleicht, daß sich, wenn Bierkes' von ihrer großen Reise zurückkehrten, mit deren Hülfe etwas finden ließe.

Dabei war noch große Vorsicht geboten, Helmuth's sehr empfindliches Ehrgefühl nicht zu verletzen. Eine Stellung für ihn zu schaffen, selbst wenn die Möglichkeit durch reiche Freunde gegeben war, würde schon darum nicht ausführbar gewesen sein, weil er doch sofort gemerkt hätte, daß kein Bedürfniß nach seinen Leistungen vorhanden war, man ihm also ein Almosen bot. Er aber fühlte die Kraft und den Willen in sich, wirklich zu arbeiten, er wollte nicht sein Leben in geschäftigem Müßiggange verbringen, während die Frau an seiner Seite ernst und angestrengt ehrlicher Arbeit lebte. Freilich war die Arbeit an den Schreibtischen und Zahlpulten nicht sein Geschmack und auch wohl nicht seine Stärke — aber was half das? Die Arbeit, die er verstanden und geliebt hatte, konnte und wollte er nicht wieder aufnehmen; so ward es gleichgiltig, welche Arbeit er that, wenn er sie nur leisten konnte.

Oftmals erinnerte er sich jetzt an Bergmann's Zauberformel. „Nichts für mich!" und versuchte ihre geheimnißvolle Beruhigung auch für sich zu finden und davon so „edel, hilfreich und gut" zu werden, wie Bergmann es geworden war.

Es war dunkel geworden; Helmuth, der nicht allzu gute Augen hatte, fühlte ein leises Brennen darin und mußte die Arbeit für heute aufgeben.

„Ich begreife eigentlich nicht, daß Du mit diesem Roman nicht zufrieden bist. Ich muß gestehen, daß ich ihn sogar sehr interessant finde!"

„Wahrhaftig? Sollte ich mich denn irren?" fragte Jakoba zögernd. „Sollte man wirklich Interesse erregen für einen uns so unsympathischen Stoff, der außerdem schon hundert Mal ausgepreßt wurde? Es ware eine zu ungünstige Zeit, als ich mich daran machte. Sonst hatte ich nie nach einem Thema gesucht, es war immer von selbst gekommen, hatte mich gepackt und hingerissen, ich mußte es ausführen."

„Und doch", sagte Helmuth sinnend, „haben Deine beiden letzten Arbeiten, die Du doch gewiß mit Begeisterung schriebst, keinen rechten Widerhall im Publicum oder bei den Redactionen gefunden."

„Ja, es ist sonderbar, aber wenn Du recht haben solltest und gerade diese Arbeit gefällt wider Erwarten — was Gott geben wolle! — dann wüßte ich kaum, wo des Räthsels Lösung zu finden sei, denn ein altes Wort sagt ja schon: Nur, was von Herzen kommt, geht auch zu Herzen."

„Sag' das nicht, Geliebte. Nicht immer ist es so. Denke an große Schauspieler z. B., die uns in tiefster Seele erschüttern, ohne selbst erschüttert zu sein, die Wort und Geberde nur künstlerisch abwägen und studirt haben! Ich glaube vielmehr, daß Deine früheren Arbeiten fast zu subjectiv gehalten waren, daß Dein eigenes Leben, Deine eigene innere Persönlichkeit Dir jene Begeisterung gaben, die Dich so freudig machte, und daß diese Arbeit vielleicht mehr objectiv gehalten ist — ich möchte sagen: selbstloser empfunden. Aber ich bin wohl sehr unbescheiden, eine solche Kritik auszuüben und —"

„Im Gegentheil, mein Glück. Ich glaube, daß Dein feines Gefühl, das da ganz unparteiisch urtheilt, richtig geht."

„Aber komm, Liebling", sagte er aufstehend, „Du weißt ja, der Vater liebt es, wenn wir die Dämmerstunde mit ihm verplaudern."

Der Oberst hatte sich übrigens nach dem Rathe jenes Verlegers wieder an seine Arbeit gemacht, und Jakoba hatte dem Vater dabei Hilfe leisten können. Abends las er dann den Kindern die einzelnen Aufsätze vor. Namentlich Helmuth war ganz entzückt davon.

Als er jetzt mit Jakoba ins Wohnzimmer trat, saß der Vater wie gewöhnlich in der Sophaecke und der glühendrothe Punct seiner Pfeife schimmerte hell durch die Dämmerung. Fox lag zusammengeringelt auf seinem Schooße, Maria-Margarethe saß am Fenster und strickte, während sie auf das Heraufsteigen des Mondes wartete, dessen weißer Lichtschimmer schon am First des gegenüberliegenden Daches sichtbar wurde. Jakoba hatte sich gerade auf ihren gewöhnlichen Platz in der Sophaecke neben den Vater geschmiegt, als die Klingel gezogen wurde.

Das war wirklich eine Seltenheit. Man empfing hier wenig Besuch.

Maria-Margarethe ließ ihr Strickzeug sinken, denn es war Bergmann's Stimme, die sich hören ließ. Auch Jakoba und Helmuth blickten gespannt nach der Thür, denn Bergmann kam nur in ihren Angelegenheiten, wenn er nicht direct eingeladen war.

Maria-Margarethe zündete rasch die Lampe an. Bergmann folgte Gustens Anmeldung und trat ein.

Nach kurzer Begrüßung zog er seine Brieftasche heraus, entnahm ihr einen Zeitungsausschnitt und reichte ihn lächelnd Helmuth.

„Ich denke, das wäre etwas für Sie, Herr von Andor."

Rasch griff Helmuth nach dem Papier, und Jakoba sah ihm über die Schulter.

„Das ist ja geradezu wunderbar!" sagte Helmuth, „das deckt sich ja so genau mit dem, was ich bieten kann, als hätten die Betreffenden gerade mich im Auge gehabt."

„Zu schön wäre es", seufzte Jakoba, „zu schön, als daß gerade auf uns die Wahl fallen sollte. Wie viele, viele Menschen giebt es, auf welche gerade diese Annonce paßt, wie für sie geschrieben!"

Helmuth senkte die Stirn. „Du hast recht. Wir wollen das Hoffnungsfähnlein noch nicht flattern lassen."

„Aber so lies doch vor, Helmuth", baten Vater und Schwester dringend.

Und Helmuth las: „Gesucht für ein umfangreiches Etablissement in einem österreichischen Badeort ein repräsentationsfähiger, umsichtiger Leiter zum sofortigen oder baldigen Antritt. Gehalt nach Uebereinkunft. Freie Wohnung. Ehemalige preußische Officiere, die verheirathet und von Adel sind, bevorzugt. Gefällige Offerten unter A. Z. 100."

„Allerdings. Das wäre etwas für Dich, mein Junge. Vielleicht so eine Art Badedirector, scheint mir. Officiere bevorzugt — wahrscheinlich wegen Ordnung, Zuverlässigkeit, gesellschaftlich maßgebender Formen ꝛc. Wirklich fast zu vollkommen, als daß man den Muth hätte, zu hoffen", sagte der Oberst.

„Ich werde jedenfalls sofort schreiben und mich melden. Haben Sie tausend Dank, Herr Doctor."

Bergmann lehnte die Einladung, zum Thee zu bleiben, dankend ab. Sein jüngstes Töchterchen sei wieder recht elend. Das Kind habe sich über den Abgang seiner langjährigen Wärterin, welche sich verheirathet habe, so aufgeregt, daß es schon mehrere Abende fiebere und des Nachts nur schlafe, wenn der Vater sein Händchen halte. Das neue Mädchen dürfe sich gar nicht blicken lassen, dann weine das Kind zum Herzbrechen nach der andern, die allerdings auch sehr gut verstanden habe, mit kranken Kindern umzugehen. Jetzt müsse der schon sehr betagte Hausarzt fast täglich kommen, was dem alten Herrn des Treppensteigens wegen nicht mehr recht bequem wäre.

„Und Sie wollen ihm aus Pietät seinen jüngeren Collegen vorziehen?" fragte der Oberst.

„Das weniger. Wo es sich um andre Menschen handelt, und gar um die eignen Kinder, darf man wohl aus Pietät nicht gegen seine Ueberzeugung rücksichtsvoll sein, aber der Sanitätsrath kannte meine Frau schon als Mädchen, hat sie immer behandelt, kennt meine sämmtlichen Kinder und deren Natur, in die sich ein fremder Arzt erst hinein hören und leben müßte."

„Ich glaube doch", sagte Maria-Margarethe leise, „daß vielleicht gerade ein jüngerer, mit der Zeit und der so sehr vorgeschrittenen ärztlichen Kunst weitergegangener Arzt unbefangener, sozusagen unparteiischer seine Diagnose stellen würde — ohne daß ich im Geringsten irgend eines Zweifel an der Autorität des Herrn Sanitätsrath Müller andeuten